Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 38 (1980)

Artikel: Originale im Luzerner Hinterland
Autor: Meyer-Sidler, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718196

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Originale im Luzerner Hinterland

Eugen Meyer-Sidler

Originelle Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben. Es sind Mitmenschen, die durch ihre Lebensweise, durch ihre Lebensauffassung, durch ihre Schrullen und Eigenheiten von den «normalen» Bürgern abweichen. Oder es handelt sich um Menschen, die mit besonderen Gaben ausgestattet sind, die wohltuenden Witz besitzen, voller lustiger Einfälle und herrlicher Spässe sind. Die einen wie die anderen erfreuen die Mitmenschen. Man findet Gefallen an ihnen, scherzt und lacht über sie und mit ihnen. Sie bringen Freude und Abwechslung in den Alltag und ringen uns ein leises Schmunzeln oder gar ein schallendes Gelächter ab und wecken in uns nicht selten die Schadenfreude.

Es haftet diesen Menschen nichts Ehrenrühriges oder Abschätziges an, im Gegenteil , man hat sie gern, weil sie nicht so sind wie viele andere langweilige Erdenbürger.

Ich erinnere mich an verschiedene solcher Originale aus meiner Jugendzeit und will versuchen, sie hier nachzuzeichnen, so wie ich sie als junger Mensch gesehen und empfunden habe.

De Zytschangeli

Zytschangeli hat man ihn genannt, den Hans Warth, weil er es so gut verstanden hat, auch die vorsintflutlichsten Uhren zu flicken.

Der *Zytschangeli* war ein kleines Männchen mit Pausbäckchen und zwei schalkhaft in die Welt blickenden Äuglein. Er stotterte leicht und hatte ständig einen Stumpen im Mund. Er wohnte im Bürgerheim Mörisegg in Hergiswil. Von dort ging er auf die Stör, von Hof zu Hof, von Ort zu Ort. Sein gesamtes urtümliches Uhrmacherwerkzeug trug er in einer grossen *Holztrucke* auf dem Rücken. Wenn man den *Zytschangeli* von hinten be-

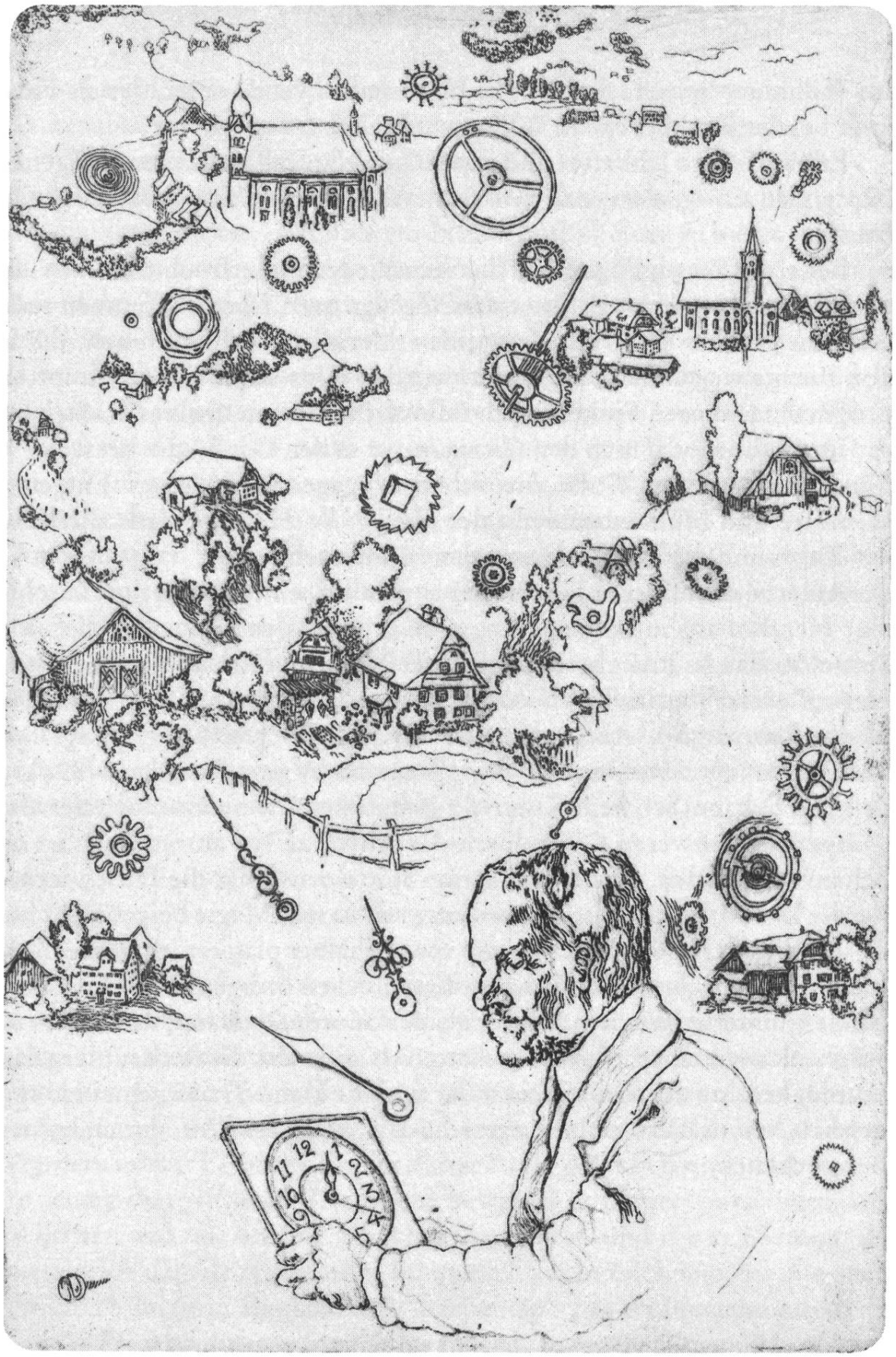
trachtete, sah man den gewaltigen Kasten, eine Kappe darauf und zwei kurze Beinchen, die das Ganze trugen.

Umständlich und behutsam ging er bei der Arbeit vor. Gerne nahm er vorher zur Stärkung *ein Gügs,* das ihm seine vielen Kunden gerne gaben. Wenn Buben gwundrig um ihn herum standen, mussten sie mäuschenstill sein. Mit wichtiger Miene betrachtete er die Uhr und meinte gewöhnlich: *Es fäält meini am Plämpu.*

Mit seinen kurzen Fingerchen klopfte er am kranken *Patienten* herum, drehte ihn nach allen Seiten und legte ihn an sein Ohr, um auf diese Weise der Krankheit auf die Spur zu kommen. Wie ein Chirurg einen kranken Leib öffnet, so nahm der *Zytschangeli* das Eingeweide der *«Tschitai»* auseinander. Er legte Rädchen um Rädchen, Schräubchen um Schräubchen und Feder um Feder auf den Tisch, prüfte alles mit Kennermiene und setzte das Werk bedächtig wieder zusammen. Nie war er in Eile, nie liess er sich aus der Ruhe bringen. Wenn das alte *Guggerzyt,* der Wecker oder die *Sackuhr* wieder funktionierte, hatte er seine helle Freude daran, und seine listigen Äuglein funkelten vor Stolz.

Regelmässig trippelte das Männchen zu Fuss nach Willisau, wo er seine vielen Kunden besuchte. Da hat man mit ihm ab und zu Schabernack getrieben. Heimlich hat man einmal ein fremdes Rädchen unter die richtigen geschmuggelt und schadenfroh auf den Augenblick gewartet, ob er dem faulen Trick auf die Spur komme. Lange hat er dann das Uhrwerk auseinandergenommen, zusammengesetzt, wieder auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. Schliesslich merkte er, dass man mit ihm *ein Gaudi* trieb. Bei einem Gläschen *Gügs* war sein aufkommender Ärger bald verschwunden, seine gerunzelte Stirn glättete sich, und mit sich und der ganzen Welt zufrieden, *hötschelte* er zum nächsten Kunden.

Im «Schlüssel» wurde *de Zytschangeli* von Stammgästen manchmal zum Trinken eingeladen. Dafür musste er aber vordemonstrieren, wie der Uhrmacher Salesi Hecht seine Uhren repariere. Umständlich nahm er seine grosse *Sackuhr* aus dem Hosensack, öffnete den Deckel und pustete mit aufgeblähten Backen kräftig hinein und meinte: *s'choscht ne Föifliber!*



De Gitzigümper

Im Willisauer Spittel lebte um die Jahrhundertwende einer, der als Findelkind bei der Buchbrücke in Willisau aufgelesen worden war.

Er hatte ein so lebhaftes und zappeliges Naturell und einen so eigenartig hüpfenden Gang, dass man ihm den träfen Namen *Gitzigümper* gegeben hat.

Bei einer Schulpflegewahl, die verschiedene unerfreuliche Auswüchse zeitigte, hätte er einst zu unerwarteten «grossen Ehren» kommen sollen. Auf einer wilden Liste erhielt er eine erkleckliche Zahl Stimmen, die aber von Rechts wegen nicht anerkennt wurden. Umso unbelasteter hüpfte das Original nachher in Finken wieder durch die Gassen unseres Städtchens.

Im Frühling traf man den *Gitzigümper* in den Gärten der besseren Willisauer. Mit einem *Gohn bschüttete* er gegen ein kleines Entgelt die Gemüse- und Blumenbeete mit der *Hüsligülle*. Hei, wie dann die Rüben, der Kabis und die Erdbeeren aus dem Boden schossen!

Als er in die höheren Jahre hinüber gehüpft war, brachte ihn ein schlimmer Herzkollaps in schwere Angst. Man holte den Doktor Heller in den Spittel an das Krankenbett, wo ihn der Kranke anflehte: *Aberau, aberau, Herr Dokter, machid-mi doch de tuusigs Gottswelle wieder gsund! Ich möcht halt so gärn echli wyterläbe. Es isch mir glich, wie mängs tuusig Franke as es choschtet, wenn Ihr mich nor wider gsund machid!*». Da gegen den Tod bekanntlich kein Kräutlein gewachsen ist, musste auch der *Gitzigümper* den schweren Gang durch das schwarze Tor antreten. Es ist nicht bekannt geworden, ob der mausarme Spittelpensionär die Tausendernoten für die Doktorkosten mit weisser oder schwarzer Magie beigebracht hätte.

Mehrmals hat der *Gitzigümper* spasseshalber plagiert, er werde die Willisauer noch nach seinem Tod zum Erschrecken bringen. Nach seinem Ableben zimmerte ihm sein Kamerad, der *Suuröpfel-Meier*, aus einem alten Küchenkasten einen primitiven Sarg. Als er in das Grab heruntergelassen wurde, krachte der Sarg auseinander und die kleine Trauergemeinde starrte erschrocken in das bleiche Angesicht des Toten. Sein Ausspruch hatte sich bewahrheitet!

De Negaliseppi

De Negaliseppi hiess mit wirklichem Namen Josef Suppiger und war ein etwas heruntergekommener Nachkomme der Familie Suppiger, die ehemals in Willisau eine Nagelschmiede betrieb.

Er lebte im Spittel in einem Zimmer, das eher einem Verschlag glich. Darin standen ein Bett, darunter ein Nachttopf, in einer Ecke ein eisernes Öfeli mit einer Kochplatte. An der Wand hängte Seppi jeweils an einer Schnur in der Nähe des Ofens seine Wäsche zum Trocknen auf.

Für einen Fünfliber im Monat arbeitete er auf dem Schlosshof. Das Geld war kaum im Sack, als es fluggs in Most oder Schnaps umgewandelt wurde. *De Negaliseppi* rauchte fürs Leben gern seine Tabakspfeife. Wenn sein Geld für den *Tubak* nicht mehr ausreichte, was öfters vorkam, benutzte er *Torbegüsel.* Wenn man darauf hinwies, das Zeug stinke ja *gruusig,* meinte er seelenruhig: *Es isch jo glich, wenn's nome rüücht!*

An Sonntagen stolzierte er immer mit einem *Schwalbenschwanz* (Gehrock) und einem *Goggs* durch die Strassen, um allen kundzutun, dass er von einem vornehmen Geschlecht abstamme.

Vom Leben dieses schrulligen Männleins ist vor allem sein letzter Ausspruch unvergessen. Als er im Sterben lag, brachte ihm der Pfarrhelfer Stephan Troxler (gestorben 1935) die Heilige Ölung und ermahnte ihn, alle seine Sünden aufrichtig zu bereuen. Mit brechendem Blick meinte der Todkranke: *Ich hätt lieber no nes Moscht!*

De Schürgmeinamme

Auf dem Bauernhof «Schür» in Willisau-Land arbeitete vor Jahren ein untersetztes, dickes und ziemlich stark beschnurrbartetes Männlein als Knecht. Im Oberstübchen dieses harmlosen Menschen waren ein paar Schräubchen locker. Er wähnte sich als Gemeindeammann der grossen Bauerngemeinde Willisau-Land. Man nannte ihn deshalb landauf, landab *Schürgmeinamme.* Er fühlte sich in dieser Rolle glücklich und mächtig.

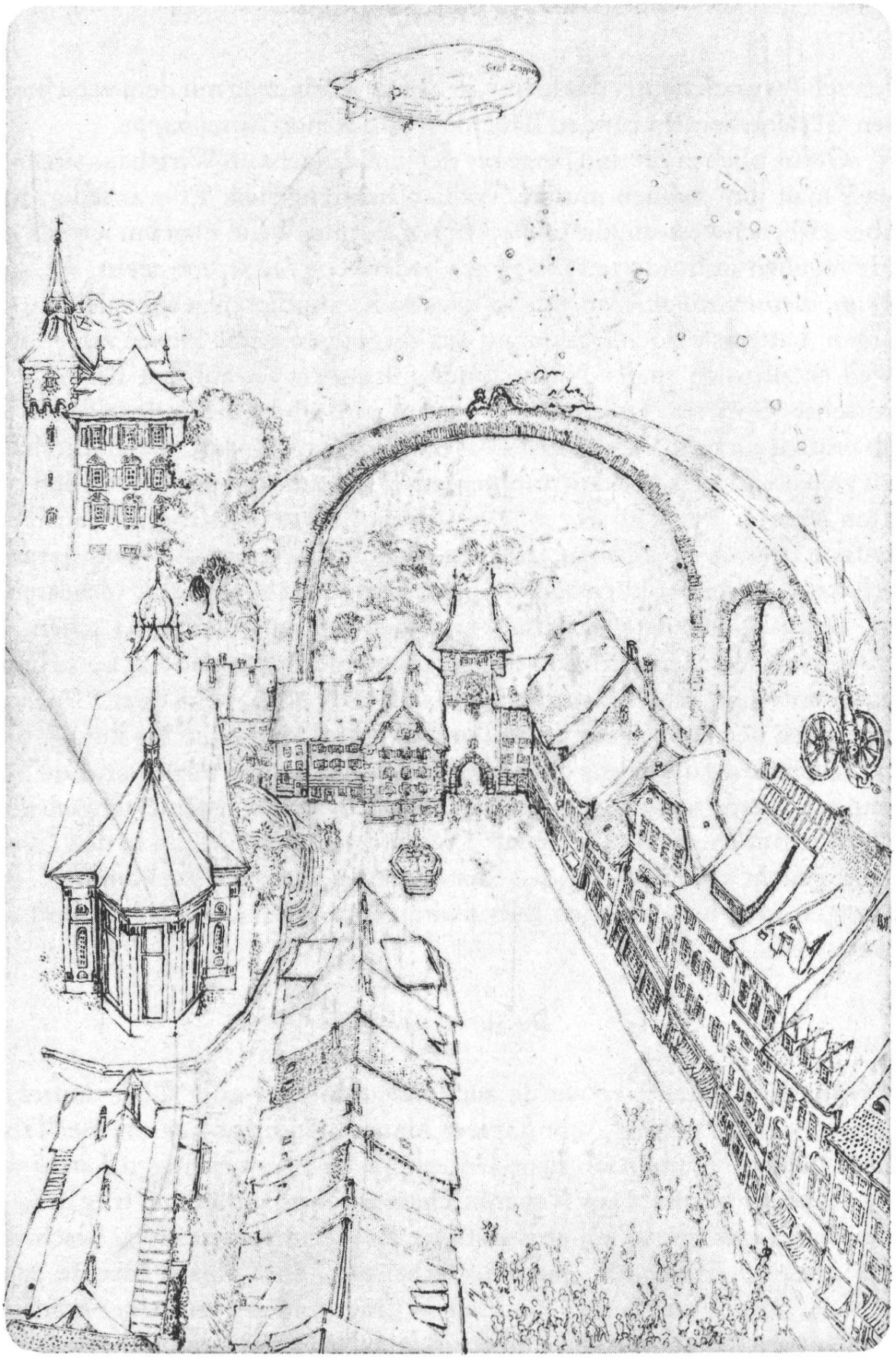
In seiner abgegriffenen Brieftasche bewahrte er immer Ausschnitte aus Zeitschriften auf, die schöne Mädchen darstellten und die er allesamt als Prinzessinnen damals regierender Fürstenhäuser bezeichnete; sie alle aber hatten ihr Domizil in England. Als Respektsperson wollte er mindestens eine dieser Prinzessinnen an den Altar führen. In regelmässigen Abständen

prophezeite er seine Hochzeit, schwärmte von den glanzvollen Tagen und sah sich als Mittelpunkt grossartiger Feierlichkeiten. Auf dem Kirchplatz erzählte er seinen vielen schmunzelnden Zuhörern, dass Salutschüsse aus mindestens 200 Kanonen die Prinzessin am Bahnhof begrüssen werden. Die Kanonen seien so gross, dass allein das Loch zwei Zentner wiege. Mit *Geissenbohnen* werde dann über das Städtli hinweggeschossen und bis zuhinterst in die Fontanne. Wehe jenen, die an seinen Erzählungen zweifelten, sie hatten unmissverständliche Zurechtweisung zu erwarten: *Du bitt e dumme Tüfu, e cheibe Pantöffu! Dasch verschtot jo du ned! Ich weisch doch wou, dasch am nächte Dunndig d'Printschäschin uf Willisau chund!* Er werde dann eine Brücke vom Landvogteischloss über das Städtchen hinweg nach dem Gütsch bauen und auf ihr seine *Printschäschin* der staunenden Bevölkerung von Willisau vorführen. Ein Spassvogel hatte eigens eine Karte mit der Brücke, mit Kanonen und einem Zeppelin für ihn gezeichnet, die er mit stolzerfüllter Brust herumreichte.

De Schürgmeinamme besuchte als guter Christ jeden Sonntag den Hauptgottesdienst. Auf der neuen Orgel spielte eines Sonntags der Musikdirektor Vonesch zwei grosse Werke von Johann Sebastian Bach und Max Reger. Da flüsterte ein Nebenmann dem *Schürgmeinamme* ins Ohr: *Hesch ghört, wie euse Orgelischt die neu tür Orgele traktiert und ganz vercheibet! Dä macht das schön Kischteremänt no ganz kaputt! Mach dem Bürschtali Ornig, Gmeinamme!* Als der Organist nach der Messe gravitätisch auf dem Kirchplatz daherkam, begrüsste ihn der *Schürgmeinamme* aufgebracht: *Do, jetsch hanisch einisch däuber ghört. Alled tschäme deitsch, du machisch üdi Ordele gantsch kaputt, du cheibe Löffu du! Ich wöu der jetsch de Ornig mache, dasch nume weisch!* Der Musikdirektor fing auch an, mit den Händen wild zu gestikulieren und drohte mit der Polizei. *Wasch,* schrie der *Schürgmeinamme, Politei! Ich, de Gmeinamme bi dänk die oberscht Politei i de Gmein inne!*

Seine Nachbarn hat er als Erben eingesetzt: der *Küblismatt-Balz* erhielt seine Hühner, die mindestens drei Eier im Tage legten, und dem *Wiggermatt-Sepp* vermachte er den goldenen Nachthafen seiner *Printschäschin.*

Bis zu seinem Tode hoffte der *Schürgmeinamme,* seine Prinzessin unter gewaltigem Kanonendonner an den Altar zu führen. Ob er wohl seine Prinzessin im Jenseits gefunden hat?


Graf Zeppelin

De Lachsuppiger

Ich sehe es noch heute, das kleine, wirblige Männchen mit dem verschmitzten Gesicht, seinem runden Bäuchlein und seiner *Tätschkappe.*

Gerne blieb er oft und lange bis tief in die Nacht im Wirtshaus sitzen, so dass man ihn mahnen musste, endlich heimzugehen. Er war ledig, hatte aber zwei Schwestern, die er *die Krähen* nannte. Wenn man ihn jeweils zum Heimgehen aufforderte, gab er zu bedenken: *Ja, ja, ich weiss, ich sollte heim, meine Krähen krähen sonst wieder.* Es war diesen gewiss nicht zu verargen, hatten sie doch tags darauf das Vergnügen, seine Hosen zu reinigen, weil er zu solch später Nachtstunde nie anders als auf den Knien heimrutschte. Gottfried Derendiger (von ihm wird später die Rede sein) gab ihm ab und zu ein paar Batzen für Most und forderte ihn auf, in die «Bierhalle» zu gehen und sich an den Prominenten-Tisch zum Tierarzt Dr. Grüter oder zum Arzt Dr. Peyer zu setzen. *Der «Gödu»* lachte sich dabei ins Fäustchen, wusste er doch ganz genau, dass die erwähnten Herren die Visite gar nicht schätzten und über kurz oder lang die Wirtschaft aus Protest verliessen.

Das Auffallendste an diesem kauzigen Original war sein Lachen. Nie habe ich einen Menschen so herrlich aufregend lachen gehört. Leise fing es ganz unten an und steigerte sich bis zu den höchsten Tönen. Er lachte eigentlich den ganzen Tag über alles und jedes. Man brauchte ihn gar nicht zu sehen, um zu wissen, dass der *Lachsuppiger* unterwegs war. Die Töne seines Lachens schwangen sich hinauf bis zu den höchsten Dachgiebeln.

Wir Buben standen gerne im Kreise um ihn herum, um in den Genuss seines nicht enden wollenden ansteckenden Lachens zu kommen. Bald klangen auch unsere hellen Bubenstimmen mit in einem fröhlichen Lachwettstreit.

De Suuröpfel-Meier

De Suuröpfel-Meier, er wurde auch *Obscht-Meier* oder *Chile-Lätsch* genannt, war ein grosser, sehr hagerer Mann. Ständig zog er an einer Tabakpfeife, die nach und nach seine Unterlippe zu einem richtigen *Lätsch* werden liess. Er stammte aus Neuenkirch, war Obsthändler und trug in seinen besseren Tagen immer ein weisses Gilet. Er war mit einem etwas beschränkten Fraueli, *Truteli* mit Namen, verheiratet. In Willisau machte er mit Äpfeln, Birnen und Kartoffeln Hausiergänge und rief mit seiner krächzenden Stimme: *Suuri für süess und die siebe für acht!* Was er mit diesem Werbe-

spruch sagen wollte, ist nicht ganz klar. Bei diesen Verkäufen nahm er sein gelähmtes Weiblein mit und setzte es neben den Körben und Säcken auf sein altes Vierräderwägelchen.

Einmal geriet sein Wagen in einen Graben, stürzte um, und die ganze Ladung samt Frau rollte auf die Strasse. Sorgfältig las er zuerst sein Obst zusammen, und erst hinterher setzte er sein *Truteli* wieder auf den Wagen.

Es kam vor, dass er sich mit seiner Allerliebsten heftig stritt. Bei einem solchen Krach setzte er sie kurzerhand auf den Wagen, fuhr vor das Heiligblut, trug sie in die Kapelle hinein und setzte sie mit folgenden Worten auf eine Bank: *Bätt jetz schön, bis wieder gschyder wirsch.*

Sein Haushalt war äusserst einfach. So wird ihm nachgesagt, dass er seine Unterwäsche jedes Halbjahr nur umkehrte und jeweils meinte: *O, es isch eim ou wieder wohl i de früsche Wösch.*

An Dreikönigen, Ostern und Pfingsten holte er in einem grossen Kessel *«Wiechwasser»* und verkaufte es seinen vielen Kunden im Städtchen für ein paar Batzen. Ständig hatte er eine gewaltige *«Schnudernase»*, und es konnte nicht ausbleiben, dass von Zeit zu Zeit ein paar Nasentropfen in seinen Kessel fielen und dem geweihten Wasser eine besondere Würze verliehen.

Einmal fand er eine tote Maus in seinem Milchkrug. Seelenruhig trank er die Milch aus und sagte, das Gift in der Milch sei ja durch die Maus abgetötet worden. Sein beschränktes *Truteli* sass gerne vor dem vergitterten Küchenfenster, weil es der Überzeugung war, die Strahlen der Sonne seien vielfach stärker, wenn sie durch so viele Gitterlöcher hereinfielen.

De Jöösteli

An Sonntagen sah man das Stadtoriginal *Jöösteli* mit einer Burde Reisig auf dem Rücken (Zeichenlehrer Gutersohn hat ihn auf einem Aquarell vor der Stadtmauer um die Jahrhundertwende festgehalten) den Schlossweg herabkommen. Die Konturen der vom Bannwart verbotenen Säge, die er in einem Sack unter dem Arm trug, wurden wohl bemerkt, aber man liess ihn gewähren. Nicht, dass er gezwungen gewesen wäre, sein Holz sonntags zusammenzutragen. Nein, er tat eben nicht wie andere Menschen; werktags arbeitete er nicht, um nichts in der Welt.

Eines aber machte *de Jöösteli,* was wiederum andere Leute nicht taten. An jedem Hohen Donnerstag ging er zu einem Stadtbrunnen, zog seine Schuhe aus und badete vor aller Augen seine Füsse. Einmal war ihm das

Wasser doch zu kalt, und er schimpfte laut vor sich hin: Der Heiland habe doch sicher damals bei der Fusswaschung auch gefroren, er hätte doch den Hohen Donnerstag gescheiter auf den Sommer verlegen können!

Gödu Derendingers Streiche

Viele Willisauer werden sich nocht gut an den fidelen Spenglermeister Gottfried Derendinger (1869–1934) erinnern, der mitten im Städtchen ein Eisenwarengeschäft führte und eine Spenglerei betrieb. Tagein und tagaus ging er seinem ehrbaren Handwerk nach. Er war voller lustiger Geistesblitze und jederzeit zu einem lustigen Streich aufgelegt. Auch heute noch lacht man über die tollen Einfälle des geschätzten und tüchtigen Handwerkers, und sie vermögen immer wieder Gemütlichkeit und Frohmut beim Erzählen in den grauen Alltag hineinzaubern.

Nagel in der Wurst

Einst stiegen zwei vornehme Gäste im «Hirschen» in Willisau ab, setzten sich an den runden Tisch und bestellten einen halben Roten. Auch der Frau Wirtin Binder boten sie ein Gläschen an, die sich wie immer frohgelaunt zu ihnen setzte. Bald herrschte eine gemütliche Stimmung in der Runde, und die vor ihnen unter einer Glasglocke liegenden Spezialwürste liessen ihnen das Wasser im Munde zusammenlaufen. Schon bald lagen diese vor ihnen auf dem Teller, und die zwei Vornehmen schickten sich an, die Würstchen zu zerschneiden. Aber, o weh, was ist denn los? Entweder sind die Messer vollständig stumpf, oder die herrlich aussehenden Würste sind zäh wie Handschuhleder. Auch die Wirtin versucht es mit dem Messer; aber auch ihr will das Zerschneiden nicht gelingen. Mit Entsetzen stellt man schliesslich fest, dass ein dicker, kopfloser Nagel drin steckt, der fast von einem Wurstende zum anderen reicht. Bald kam man auch dem Urheber auf den Sprung. Kurz vor dem Gästebesuch hatte sich der *Gödu* in der Wirtsstube aufgehalten. Der Schabernack war eindeutig sein Werk gewesen.

Autounfall

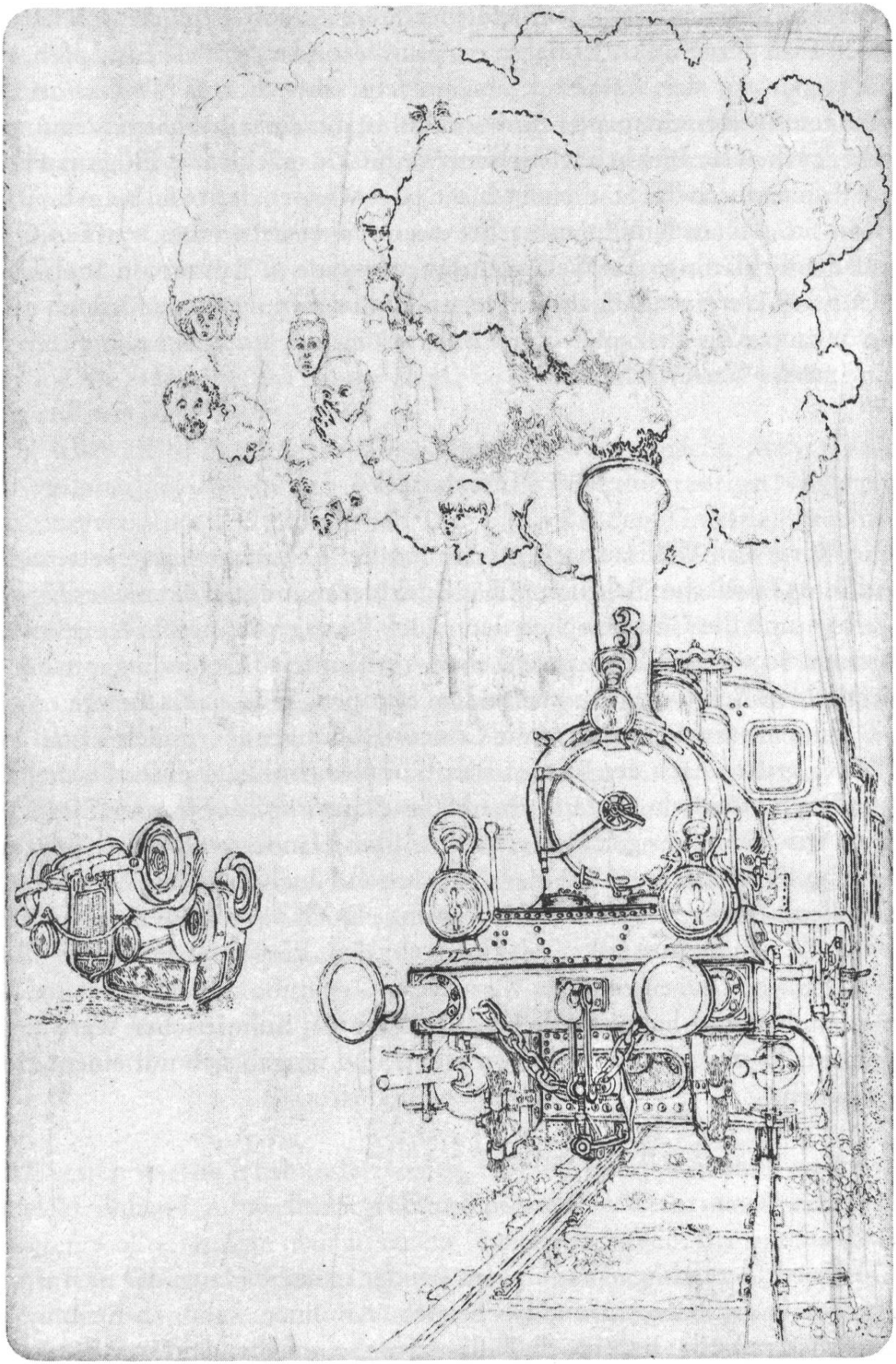
Das «schreckliche» Ereignis ereignete sich zu jener Zeit, als die Huttwil–Wolhusen-Bahn noch mit Kohlenbetrieb durch unsere Hinterländer Landschaft schnaubte.

Bei froher Unterhaltung fuhr einmal eine Schar Reisender von Wolhusen nach Willisau. Plötzlich ertönte ein Schreckensschrei, machte dem Geplauder ein jähes Ende, und alles stürzte an die Fenster. In der Kurve beim Herrenwald kurz nach Menznau lag auf der nahen Strasse ein Auto auf dem Dach, und zwei Menschen schienen hilflos eingeklemmt zu sein. In jener Zeit war das Auto noch eine grosse Seltenheit, und Zeuge eines Unfalls zu sein, war eine unerhörte Sensation. Unter den Reisenden hatte der «miterlebte Unfall» bis nach Willisau ungeheuerliche Ausmasse angenommen. Nach ihrer Ankunft verbreitete sich die Nachricht über das blutige Ereignis mit Windeseile im ganzen Städtchen. Von Neugierde gepackt, machten sich viele mit dem Velo und zu Fuss nach der Unglücksstätte auf.

Der ganze Autounfall war aber nur vorgetäuscht. Gottfried Derendinger hatte mit seinem Kumpan Franz Hecht, Elektriker und Hl.-Blut-Sigrist, der in Willisau eines der ersten motorisierten Vehikel besass, eine Autofahrt unternommen. Auf der Heimfahrt hatten sie die «glorreiche» Idee, den Unfall zu inszenieren. Kurzerhand stellten sie den kleinen Wagen auf das Dach und zwängten sich bei der Vorbeifahrt des Zuges als «Verunglückte» hinein. Nachdem das *Glättiseli,* wie die Bahn liebevoll genannt wurde, ihren Blicken entschwunden war, stellten sie den *Karren* wieder auf die Räder und fuhren zur Station Willisau. Sie mischten sich unter das zahlreiche Publikum, dessen Phantasie das vermeintliche Unglück von Minute zu Minute dramatischer ausmalte. Staunend hörten sich die beiden die Geschichten an und lachten sich ins Fäustchen.

Kalte Weihnachtspakete

Es war an einem schönen, doch eiskalten Wintertag, kurz vor Weihnachten. Die Wigger war mit einer dicken Eisschicht überzogen, und die Wasserablaufrohre am Hause des Gottfried Derendinger waren eingefroren. Er beauftragte einen Gesellen, das Eis aus den Rohren zu entfernen. Gesagt, getan! Aus den Röhren lösten sich lange, runde, gleichmässig geformte Eisstäbe.



Schon begann es in *Gödus* Hirnzellen zu arbeiten, und rasch hatte er einen Plan ausgeheckt. Er nahm ein paar besonders schöne Eiszapfen, verpackte sie auf der Werkbank einzeln fein säuberlich in Wellkarton. Mit schönem Weihnachtspapier umwickelt und mit einer goldenen Schnur versehen, sahen sie wirklich wie schöne Weihnachtspäckli aus. Flugs machte er die Runde durch das Städtchen. In ein paar Wirtschaften und beim Coiffeur Alois Stöckli am Kirchplatz stellte er ein Paket neben den warmen Ofen, mit der Erklärung, das Weihnachtspaket werde in Kürze von Seppi Kurmann aus Hergiswil abgeholt. Der erfundene Seppi erschien jedoch nicht; dafür tauten die Eiszapfen am warmen Ofen auf, und überall breitete sich eine grosse Wasserlache aus.

Eiertütschen

Die Wirte von Willisau stellen während der Ostertage hartgesottene Eier auf ihre Gasttische. Bei einem Glas Bockbier mundet so ein dickes Ei wunderbar, und die Gäste machen denn auch fleissig von diesem Angebot Gebrauch. So war es schon zu Lebzeiten von Gottfried Derendinger in der gemütlichen «Schlüssel»-Stube mit dem schönen, grossen Kachelofen.

Einmal sassen ein paar frohe Concordia-Sänger am runden Tisch. Viele Hände griffen nach den bunten Eiern, und ein fröhliches Eiertütschen hub an. Doch plötzlich entstand eine kleine Katastrophe: Ein paar Eier waren ganz frisch, und ihr gelber Dotter floss über Hände, verspritzte Gesichter, schöne Krawatten und Kleider. Vorerst fand auch die Frau Wirtin Bisang für dieses Missgeschick keine Erklärung. Doch dann löste sich das Rätsel bald, als sich herausstellte, dass kurz vor dem Eiertütschen *der Derendinger Gödu* sich bei einem Glas Wein in der Gaststube aufgehalten hatte. Wie mit Zauberhand hatte er etliche dicke Eier mit huhnfrischer Ware ausgetauscht. Er wusste allerdings von nichts und umgab sich mit einem Heiligenschein.

Verweigerte Bürgschaft

Gottfried Derendinger hatte einen Bruder namens Hans, der in Burgdorf ein gutgehendes Notariatsbüro betrieb. An einem schönen Frühlingstag kam dieser mit der Bahn nach Willisau, um seinem Bruder einen Besuch ab-

zustatten. In des Spenglermeisters Stube wurde das Mittagessen eingenommen. Nach dem obligaten Kaffee stellte sich zur Enttäuschung Gottfrieds heraus, dass sein Bruder nicht seinetwegen, sondern wegen eines persönlichen Anliegens ins Hinterland gekommen war. Hans versuchte seinen Bruder für eine Bürgschaft von 5000 Franken für ein zu gründendes, erfolgverheissendes Geschäft zu gewinnen. Für die damalige Zeit war das eine hohe Summe. Der Gottfried liess sich trotz aller Bemühungen nicht zu dieser Bürgschaft überreden; mit aller Bestimmtheit lehnte er ab. Bruder Hans nahm enttäuscht seinen Hut und dampfte wieder Burgdorf zu. Beim Abschiednehmen auf dem Bahnhof rief er seinem Bruder voller Ärger zu: *Dich wott ich nie meh gseh, ich chume nume no einisch uf Willisau, nämlich de, weni cha mit Dir z'Lych!*

Er hatte allerdings die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mehr als ein Jahr verging, als dem Notar in Burgdorf die Post die traurige Nachricht vom unerwarteten und plötzlichen Tod seines Bruders Gottfried brachte. Schwarz auf weiss stand auf dem Leidzirkular: Gottfried Derendinger, Spenglermeister, Willisau. Sein Andenken bleibe in Ehren. Voll Schuldbewusstsein und Reue beschaffte sich Hans einen Kranz mit Schleife und fuhr am Beerdigungstag früh morgens mit dem Zug nach Willisau. Pietätvoll trug er eine schwarze Kleidung und einen *Goggs.* Als er mit dem Kranz in der Hand den Zug verliess, fiel er fast vor Schrecken um. Vor ihm stand leibhaftig und kreuzfidel sein Bruder Gottfried, der ihn mit den Worten: *Gäll, du Cheib, chunsch wieder!* begrüsste. Statt zum Leichenschmaus fand man sich schliesslich zu einem versöhnlichen Bruderfest zusammen.

In der damaligen Buchdruckerei «Wächter am Napf» in Willisau hatte sich Gottfried seine eigene Todesanzeige herstellen lassen und diese eigenhändig seinem Bruder gesandt.

Knochen an der Hausglocke

Noch waren um die Jahrhundertwende die Häuser im Städtchen nicht mit den elektrischen Läutwerken wie heute ausgestattet. Wenn man in ein Haus eintreten wollte, musste man an einem Handgriff ziehen, der mittels eines Drahtes die Glocke im Hausgang zum Schwingen brachte.

Wenn *Gödu* dem einen oder andern Hausbesitzer nicht gerade gut gesinnt war, ging er abends nach dem Eindunkeln vor dessen Haus, befestigte

am Handgriff der Glocke einen frischen Knochen und legte sich dann seelenruhig aufs Ohr. Während der Nacht wetteiferten herumstreunende Hunde und Katzen, den hochhängenden Knochen durch Hochspringen zu ergattern. Jedesmal schrillte die Glocke und liess so die armen Hausbewohner nicht zur Ruhe kommen. Mit Unschuldsmiene hörte sich tags darauf der Schwerenöter *Gödu* die Klage über die Störung an und wusste natürlich von gar nichts.